

lichkeit mit den Etschkreuzern für beide Seiten des Gepräges zutrifft und geradezu frappant wirkt. Der ›Dr. N. Leipzig‹, von dem ich den guten Ausdruck ›Kreuzkörtlinge‹ übernehme und gegen den St. S. 96 Anm. 2 etwas gereizt polemisiert, ist übrigens kein anderer als der jetzige Justizminister Dr. Nagel in Dresden, den er anderwärts wiederholt mit Dankesbezeugung nennt. Und das ›New-Müntz-Buch‹ (München bei Adam Berg 1597) hab ich wahrlich nicht dem ›Hannoveraner Berg‹ zugeschrieben, wie man aus S. 96 schließen könnte: nur den Anhang hat der Münchener Berg, wie ich (Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen 1910, S. 430 ff.) nachwies, aus einem Werke des Hannoveraners Heinrich Bünting entnommen. Die Wertung der Kreuzkörtlinge zu drei Pfennigen bei Berg hat also keinerlei Gewähr: es ist vielmehr eine Herabsetzung des alten Vierpfennigstückes. Der ›Körtling‹, bekanntlich von Haus aus ein alter Göttinger Kleingroschen, ist wahrscheinlich zuerst mit dem ›Matthier‹, d. i. dem halben Goslarer Matthiasgroschen gleichgesetzt worden, und erst als sich der Name ›Matthier‹ durchgesetzt hatte, ist die Bezeichnung ›Körtling‹ in Niedersachsen auf den Dreier übergegangen, welcher zeitlich den Körtling ablöst.

Göttingen, Weihnachten 1913

Edward Schröder

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Joachim in Göttingen.

Paul Natorp, Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode
Erstes Buch: Objekt und Methode der Psychologie. Tübingen 1912, J. C. B. Mohr. VII, 352 S. gr. 8°. M 9.

Natorps ›Einleitung in die Psychologie‹ aus dem Jahre 1888 hat die Entwicklung der Psychologie nicht merklich beeinflusst. Die junge Wissenschaft, vor der sich wie mit einem Schlage ein fast unübersehbares Feld von unerforschten, aber erforschbaren Problemen aufgetan hatte, und deren Kraft zur Sicherung und Erklärung immer neu entdeckter konkreter Tatsachen aufs intensivste in Anspruch genommen war, hatte wenig Neigung, sich in ›eine Voruntersuchung über ihren Gegenstand und ihre Methode‹ zur Sicherung ihrer Grundlagen einzulassen. Der Vorwurf, den Natorp erhob, es habe sich ›Psychologie nicht einmal ihrer Grundprobleme versichert‹, konnte umso weniger Eindruck machen, als die unbezweifelbaren Erfolge der aufblühenden Wissenschaft die Sicherheit des ganzen Unternehmens zu gewährleisten schienen. Und speziell der Haupteinwand, es dürfe Psychologie nicht in das Verfahren objektivierender Wissenschaften verfallen, mußte einer Zeit absonderlich und der Diskussion unwert erscheinen, die gerade in der Anwendung und Nachahmung naturwissenschaftlicher Methoden das einzige Mittel sah, die Psychologie aus den Wirrsalen unfruchtbarer Spekulationen heraus zum Range einer exakten Wissenschaft zu erheben.

Es ist kein Zweifel, daß die dieselben Probleme wie die ›Einleitung‹ behandelnde ›Allgemeine Psychologie‹ Natorps eine ungleich stärkere Beachtung erfahren wird. Nicht nur hat das Interesse für Philosophie in den dazwischen liegenden 25 Jahren eine erfreuliche Steigerung erfahren, sondern es hat sich auch die Psychologie genötigt gesehen — und sieht sich täglich mehr vor diese Notwendigkeit gestellt —, ihre Stellung gegenüber der Philosophie abzugrenzen und damit selbst in philosophische Untersuchungen über ihre Grund-

lagen einzutreten. Es kommt dazu, daß das Verhältnis der ›Marburger Schule‹ zu den übrigen philosophischen Richtungen sich in den letzten Jahren gründlich geändert hat. Ursprünglich ganz in sich abgeschlossen, vielfach in einer schwer zu enträtselnden Sprache philosophierend, viel gelästert und wenig verstanden, hat sie erst in jüngster Zeit engere Fühlung mit dem weiteren Kreise der Philosophierenden gewonnen, nicht zum mindesten dank Natorps weitausgreifender, eindrucksvoller wissenschaftlicher Tätigkeit.

Aufklärend über die letzten philosophischen Intentionen des Marburger Neukantianismus ist auch das jetzt vorliegende Werk in hohem Maße. Mit strengster Sachlichkeit und in sorgfältig durchdachten und gefeilten — mitunter vielleicht etwas erstarrten — Formulierungen wird die Aufgabe der Psychologie entwickelt, wie sie Natorp auffaßt und als notwendigen Abschluß des gesamten philosophischen Systems verstanden wissen will. Viele Mißverständnisse, welche die kleinere ›Einleitung‹ nicht immer ohne Schuld des Autors erfahren hatte, werden nun klar gestellt. Die eigentlichen Grundgedanken aber sind dieselben geblieben. Die Psychologie, so wie sie heute von den meisten ihrer Vertreter verstanden und bearbeitet wird, befindet sich auf falscher Bahn. Tiefere Ueberlegung zeigt, daß sie als objektivierende Wissenschaft eigener Art, in Analogie etwa mit den Naturwissenschaften, unmöglich ist, und daß sie zwar die objektivierenden Wissenschaften in bestimmtem Sinne zur Voraussetzung hat, selbst aber nach einer ihr allein eigentümlichen und dem objektivierenden Verfahren entgegengesetzten Methode bearbeitet werden muß.

In einer geschichtlichen Auseinandersetzung über das Problem der Psychologie tritt der Gegensatz zu der herrschenden Auffassung sofort äußerst schroff zu Tage. Die ursprüngliche Stellungnahme zum Problem der Psyche ist der Naturalismus in der Psychologie. Nicht nur bei den alten Naturphilosophen, sondern auch bei Aristoteles erscheint die ›Seele‹ durchaus eingespannt in den Rahmen der Natur. Diese Auffassung erhält sich durch die Jahrtausende hindurch, auch bei denen — und gerade bei denen —, die Aristoteles am feindlichsten gegenüberstehen: auch aus dem Schoße der modernen antiaristotelischen Naturauffassung ist eine naturalistische Psychologie hervorgegangen. Kaum einer von den bedeutenden Psychologen seit dem 17. Jahrhundert hat es sich in den Sinn kommen lassen, die sogenannten psychischen Erscheinungen anders zu behandeln als nach physischer Analogie, nach den allgemeinen Methoden der Naturwissenschaften, insbesondere unter dem obersten Gesichtspunkt empirischer Kausalität. Descartes und seine Nachfolger haben den Unterschied von Bewußtsein und res extensa gewiß mit äußerster Schärfe hervor-

gehoben. Aber doch bleiben sie durchaus in den Bahnen einer naturalistischen Psychologie, geradeso wie es der Sensualismus tut, dessen Bestreben vor allem auf eine kausale Erforschung des Psychischen geht. Der Mechanismus der Assoziationen bei Hume ist nichts anderes als eine handgreifliche und zugleich mißratene Imitation des Naturmechanismus, wie ihn Descartes und Newton für die Körperwelt aufgestellt haben. Von den Denkschematen der Naturwissenschaft ist auch die moderne Psychologie durchaus beherrscht. Indem man das Psychische mit Zuhilfenahme rein naturwissenschaftlicher Kategorien behandelt, wird es unmittelbar zu einer zweiten Objektwelt, geradezu zu einer zweiten ›Natur‹, deren Verhältnis zur eigentlichen räumlichen Natur dann ganz unfaßbar wird und zu den unfruchtbarsten metaphysischen Streitigkeiten Anlaß gibt. Die Begriffe der ›Assoziationen‹, ›Apperzeptionen‹, ›Dispositionen‹ u. dgl. werden eingeführt als okkulte Qualitäten fragwürdigster Art, und es wird versucht, für diese zweite Natur ein System von Gesetzen aufzustellen, ganz in Nachahmung der Naturgesetze, aber in wenig befriedigender Gestalt.

Dies ganze Unternehmen hält Natorp für einen hoffnungslosen Versuch. ›Natur‹ besagt Objektivität. Die Psyche dagegen bedeutet das Subjektive rein als solches. Unternimmt man es, auf es die Begriffsschemata anzuwenden, durch die das Objekt der Natur gedacht wird, so schließt das den Widersinn in sich ein, dasjenige zum Objekt machen zu wollen, das seinem Sinne nach niemals Objekt sein kann.

Seine Erklärung findet ein solcher Naturalismus nach Natorp in dem im 17. und noch dem größten Teil des 18. Jahrhunderts vorwaltenden starren Intellektualismus. Der bloße ›Verstand‹ darf nur kennen was ist und geschieht; das Sollen wird ihm zum bloßen Spezialfall des zeitlich bestimmten Seins. Die Ethik — und ebenso die Aesthetik und Religionsphilosophie — wird naturalisiert. Auf der Basis der Psychologie glaubt man sodann die Probleme aller philosophischen Disziplinen lösen zu können. So wird von vornherein deren Wesen verfälscht und zugleich der Zugang zu einer echten Wissenschaft der Subjektivität versperrt. Erst die Rückkehr zu den Grundgedanken Platos und Kants kann hier Wandel schaffen. Drei Arten der Objektivität hat Plato geschieden: die des Wahren, Guten und Schönen, und Kant hat, in diesem Sinne konsequent weitergehend, die ethische und ästhetische Objektsetzung von der ›Erfahrung‹ oder ›Natur‹ aufs schärfste getrennt. Erst damit ist der Boden bereitet, auf dem sich, wie Natorp glaubt, nunmehr auch eine neue Psychologie — von der selbst Kant noch keinen deutlichen Begriff hatte —

aufbauen lassen muß. Der Urbegriff der Psychologie, der des Bewußtseins, hat sich, insofern es nicht mehr als bloß theoretisches, sondern auch als ethisches, ästhetisches und religiöses gilt, gewaltig vertieft. Der Versuch, es der Natur einzugliedern oder es als zweite Natur in Anspruch zu nehmen, erscheint nun in voller Absurdität. Wohl gibt es ›Welten‹ neben der der theoretischen Erkenntnis: die Sittenwelt, die Welt der Kunst, und als Ueberwelt über diesen dreien vielleicht noch die Welt der Religion. Aber unmöglich läßt sich ihnen die Innenwelt des Bewußtseins als weitere Welt über- oder neben- oder unterordnen. Vielmehr stellt diese zu ihnen insgesamt, zur Objektsetzung jeder Art und Stufe, gleichsam die Gegenseite, die Innenwendung, nämlich die letzte Konzentration ihrer aller auf das erlebende Bewußtsein dar.

Die übliche Auffassung der Psychologie ist damit nun gründlich verschoben. Wohl hat man gestritten, ob die Psychologie als Geisteswissenschaft oder als Naturwissenschaft aufzufassen sei, aber als eine eigene selbständige Objektwissenschaft hat man sie stets anerkennen zu müssen geglaubt. Nun wird sie von Natorp zu allen objektivierenden Wissenschaften, zu den Natur- und Kulturwissenschaften nicht minder wie zu den im engeren Sinne philosophischen Disziplinen in Gegensatz gestellt. Ja mehr noch, sie wird in gewisser Weise von ihnen abhängig gemacht. Erst die rein objektive Begründung der Logik, Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie hat für die subjektive Begründung der Psychologie die Voraussetzung geschaffen und hat ihr zugleich ihre Aufgabe unabweislich gestellt. Hat der moderne Antipsychologismus die Unabhängigkeit der speziellen philosophischen Disziplinen von der Psychologie nachzuweisen gesucht, so geht Natorp darüber noch weit hinaus, indem er diese in bestimmter, noch zu erläuternder Weise von jenen abhängig macht. — Versuchen wir nun in diese zunächst befremdlichen Gedanken näher einzudringen.

Natorp knüpft zunächst an an die ›Bewußtseinstatsache‹ und ihre Momente. Darin, daß einem etwas bewußt ist, liegt dreierlei: 1. das Etwas, das einem bewußt ist, der Inhalt; 2. das, welchem etwas oder das sich etwas bewußt ist, das Ich; 3. die Beziehung zwischen beidem, daß irgend etwas irgend wem bewußt ist, die Bewußtheit.

Der Begriff des Inhaltes ist im weitesten Sinne zu nehmen als alles, wovon es irgendwie Bewußtsein gibt. Die Bewußtheit bezeichnet die stets wechselseitig zu verstehende Beziehung des Ich auf den jeweiligen Inhalt, ein Letztes, das keiner weiteren Erklärung oder Reduktion mehr fähig noch bedürftig ist, und von dem auch keine weitere Aussage mehr möglich ist. Man hat die Beziehung des Ich

zum Inhalt mit der des Zentrums zu den Punkten der Peripherie verglichen — nicht ganz glücklich, insofern der Mittelpunkt zu den Punkten der Peripherie ein Verhältnis gleicher — nämlich räumlicher — Art hat, wie sie zu ihm. Dagegen ist zwar der Inhalt dem Ich bewußt, nicht aber das Ich dem Inhalt. Natorp glaubt sogar ganz allgemein die These aussprechen zu dürfen und legt auf sie großes Gewicht, daß das Ich niemals bewußt sein kann und insofern sich von jeglichem Inhalt aufs schroffste scheidet. Eben deshalb ist es auch jeder weiteren Beschreibung unzugänglich, denn alles, wodurch man es zu beschreiben versuchen wollte, würde doch nur aus dem Inhalte des Bewußtseins genommen werden können. Das Ich als Gegenstand gedacht ist nicht mehr als Ich gedacht.

Gegen diese Position Natorps sind von verschiedenen Seiten Bedenken geltend gemacht worden. Wenn das Ich (und seine Beziehung zu dem jeweiligen Inhalt) in keiner Weise selbst bewußt werden kann, wie können wir dann überhaupt von ihm wissen und reden? Natorp gibt zu, daß ein ›zum Objektmachen des Ich‹ unvermeidlich ist, wenn man es zum Vorwurf einer eigenen Reflexion machen will. Aber — so meint er — es ist dann nicht mehr ganz es selbst, was man vor Augen hat, sondern gleichsam sein Spiegelbild, sein Reflex. Das Bewußtsein kann sich nicht im eigentlichen Sinne bewußt sein, sondern nur gleichsam durch seinen Reflex im Inhalt, wie die Netzhaut sich nicht buchstäblich selbst sehen kann, sondern allenfalls ihr Gegenbild im Spiegel. Das reine Ich ist in strenger Bedeutung weder Tatsache, noch Existierendes, noch Phänomen, sondern es ist der Grund aller Tatsache, aller Existenz und allen Erscheinens — es ist ihnen allen als letzter Seinsgrund vorgeordnet. Sonach ist die reine Ichheit (und desgleichen die reine Beziehung auf das Ich) nicht Problem für die Psychologie, sondern Grund und Voraussetzung aller psychologischen Probleme. Das einzige Untersuchungsfeld für die Psychologie bleibt also der Bewußtseinsinhalt als solcher, alles was überhaupt einem bewußt ist, sofern es dies ist.

Die Tragweite der Einwände, die, wie ich glaube, gegen diese Aufstellungen zu richten sind, reicht über das vorliegende Problem hinaus. Daß Natorp bereits 1888 allen positivistischen Umdeutungen zum Trotz auf das nicht wegzu erklärende reine Ich hingewiesen hat, ist ein hoch zu bewertendes Verdienst. In seiner näheren Ausgestaltung dieses Begriffes aber kann ihm nicht Folge geleistet werden. Im Wesen der cogitationes im weitesten cartesianischen Sinne, im Wesen also des Empfindens, Vorstellens, Wollens u. s. f. liegt es gegründet, daß sie nur als Erlebnisse eines Ich zum Vollzuge kommen können. Nicht so ist es, als ob das Ich im Wesen der Erlebnisse

selbst, etwa als Erlebnisstück, beschlossen wäre — so wenig, wie im Akte der Bewegung ein sich Bewegendes zu entdecken ist. Wie aber mit Evidenz erfaßbar ist, daß keine Bewegung realiter existieren kann, ohne als Modus eines sich Bewegenden aufzutreten, so wäre es schlechthin sinnlos, von dem Vollzuge eines Erlebnisses, etwa eines Willensaktes, zu reden, ohne zugleich ein Ich anzusetzen, welches diesen Willensakt vollzieht. Hier eröffnet sich der Weg, auf dem uns die Wesensbetrachtung der Erlebnisse als solcher zu dem reinen Ich als notwendigem Erlebnis-»Träger« hinführt. Den zweiten nicht minder sicheren Zugang bietet die Erfassung des empirischen Erlebnisablaufs. In unserem Erleben selbst — und indem wir unseres faktischen Erlebens inne werden — vermögen wir das eine alle Erlebnisse »habende« und ihnen identisch zugeordnete Ich zu erfassen. Nicht um eine Supposition handelt es sich hier — zu der uns nichts in der Welt berechtigen könnte —, sondern um einen unmittelbaren und unbezweifelbaren phänomenologischen Befund. In jedem Erleben steckt das reine Ich und kann uns in ihm jederzeit zur Selbstgegebenheit kommen — dies und nichts anderes hatte Descartes im Auge, als er das cogito als einen unerschütterlichen Ausgangspunkt unseres Erkennens bezeichnete.

Das reine Ich darf nicht verwechselt werden mit der empirischen Person; es darf auch, wie Natorp mit Recht bemerkt, nicht als Ding mit Eigenschaften aufgefaßt werden. Es existiert nicht im Sinne realer Existenz und ist keine Tatsache im Sinne realer Tatsachen. Es ist etwas schlechthin Einzigartiges, und sein »Sein« tritt uns im Gegensatze zu dem der äußeren Wahrnehmungswelt mit unwiderleglicher Evidenz gegenüber. Es wäre sinnlos ihm dieses Sein abzustreiten, und wenn auch, wie Natorp sagt, es nicht möglich ist, das reine Ich zu »erklären«, so ist doch eine Klärung seines Wesens möglich und erforderlich. Vor allem aber müssen wir bestreiten, daß es kein Bewußtsein vom reinen Ich geben soll; sind wir doch in jedem Augenblick in der Lage, dieses Bewußtsein zu vollziehen. Darüber freilich kann kein Zweifel sein, daß die Icherfassung anderer Art ist, als etwa die Erfassung von Farben oder Tönen. Auch hier bewährt sich das allgemeine Gesetz, daß den verschiedenen Gegenstandsarten verschiedene Erfassungsarten wesenhaft zugeordnet sind.

Eine evidente Tatsache kann nicht als unmöglich erwiesen werden. In der Tat scheinen uns Natorps Argumentationen gegen die Möglichkeit einer direkten Icherfassung durchaus unstichhaltig zu sein. Stellt man allem Nicht-Ich als dem Objekt das Ich als das Subjekt gegenüber, um dadurch seine absolute Einzigartigkeit zu kennzeichnen, so ist nicht abzusehen, weshalb durch ein unmittelbares Innwerden

das Ich modifiziert werden sollte — die Erfassung als solche kann das Ich doch nicht zum Nicht-Ich machen. Versteht man aber unter der Subjektivität des Ich von vornherein eine angebliche Unfähigkeit, Zielpunkt eines erfassenden Aktes zu werden, so liegt eine offenbare *petitio principii* vor. Die Zweideutigkeit der Begriffe ›Objekt‹ und ›Gegenstand‹, wonach sie einmal auf die Beschaffenheit eines Etwas gehen und es jedem anders Beschaffenen als dem Nichtgegenständlichen gegenüberstellen, und sich zweitens auf die mögliche Stellung eines Etwas als Korrelat eines erfassenden Aktes beziehen, darf ja nicht übersehen werden. Darin, daß es das Ich selbst ist, das sich erfaßt, daß es, indem es seiner inne wird, zugleich Zielpunkt und Träger des Erfassens ist, sehen wir eine sehr wunderbare, wenn auch durch Evidenz gesicherte Tatsache, nicht aber, wie Natorp, eine logische Schwierigkeit. Die ›Einzigkeit‹ des Ich wird nicht dadurch gespalten, daß es seiner selbst inne wird — das Bild des sich Gegenüberstehens darf ja gewiß nicht zur Sache selbst gestempelt werden. Natorp macht geltend, daß jede Relation doch zwei Termini voraussetze; wir können daraus nur entnehmen — was eine tiefere phänomenologische Analyse auch durchaus bestätigt —, daß man die Intentionalität des Bewußtseins nicht als eine Relation im Sinne der Gleichheit oder Verschiedenheit oder dgl. fassen darf. Was man gegen Natorps These eingewendet hat: daß es unmöglich sei, von dem reinen Ich Aussagen zu machen, wenn es kein Bewußtsein von ihm gebe, scheint mir durchaus zu Recht zu bestehen. Jedenfalls wird es durch Natorps Auffassung, wonach wir immerhin eine Spiegelung oder einen Reflex des Ich zu erfassen vermögen, nicht beseitigt. Denn selbst wenn wir davon absehen, daß nichts uns zu einer so künstlichen und phänomenologisch unverifizierbaren Konstruktion berechtigt: wo liegt die Gewähr dafür, daß irgend eine der Thesen, die wir von dem Ich aufstellen — und sei es auch nur, daß es in allen Erlebnissen identisch ist — berechtigt ist, wenn wir uns nur an sein Spiegelbild halten können? Wer garantiert uns, daß das Spiegelbild nicht inadäquat ist, ja was berechtigt uns überhaupt von einem Spiegelbild zu reden, wenn uns jedes Bewußtsein von dem angeblich ›Abgespiegelten‹ fehlt? Entgegen den Aufstellungen Natorps also nehmen wir das reine Ich als einen letzten phänomenologischen Befund in Anspruch, der weitere Aufklärung ermöglicht und fordert, und der nicht außerhalb, sondern innerhalb der Psychologie — wie auch innerhalb anderer, philosophischer Disziplinen — seine Stelle hat.

Der Position Natorps, wonach zwar nicht das Ich, aber jeder Bewußtseinsinhalt als solcher in das Problemgebiet der Psychologie fällt, stehen von seiten der bisherigen Psychologie zwei Ansichten

entgegen. Die eine scheidet von dem Bewußtseinsinhalt als dem Gewußten die Akte oder Tätigkeiten des Ich, die sich auf das Gewußte beziehen, vom gehörten Ton sein Hören, von der gesehenen Farbe ihr Sehen, von dem gefühlten Wert sein Fühlen u. s. f., und sucht die Psychologie als die spezielle Lehre von den Akten zu charakterisieren. Die andere macht innerhalb dessen, was Natorp als Inhalt im weitesten Sinne bezeichnet, einen prinzipiellen Unterschied zwischen Gegenstand und Inhalt im engeren Sinne, und weist die speziellen Inhaltsuntersuchungen der Psychologie, die Gegenstandslehre aber den außerpsychologischen Disziplinen zu. Beiden Auffassungen ist es gemeinsam, daß sie der Psychologie einen eigenen Bereich von Objekten, eben den psychischen, zu sichern suchen, und sie infolge dessen zu einer ›objektivierenden‹ Wissenschaft stempeln — also genau das, was Natorp mit aller Kraft bekämpft. So bemüht er sich denn zunächst die Haltlosigkeit aller Rede von ›Akten‹ oder ›Tätigkeiten‹ des Bewußtseins nachzuweisen. So wenig wie das Ich läßt sich nach ihm auch das Verhältnis des Inhaltes zum Ich gegenständlich machen. Eine Spezifikation kann nur im Inhalt liegen, niemals im Inhaltsbewußtsein. Wer außer dem Hören des Tones ›noch ein Hören hört oder auf irgend eine andere mir nicht gegebene Art empfindet oder sich seiner bewußt wird, den könnte ich um diese Art Empfindung oder sonstiger Bewußtheit vielleicht beneiden, aber ich kann es ihm nicht nachtun‹. Auch würde die Behauptung eines Bewußtseins des Bewußtseins auch die Behauptung eines Bewußtseins des Bewußtseins des Bewußtseins u. s. w. zur Folge haben, womit man in eine bodenlose Metaphysik geriete. Der einzig haltbare Sinn der Rede von den ›Tätigkeiten‹ liegt für Natorp darin, daß es bestimmte Arten der Einfügung der in abstracto isolierbaren Inhaltsmomente (als Materie) in die jedesmalige Inhaltseinheit (als Form) gibt. Hierbei aber bleiben wir durchaus in der Sphäre des ›Inhaltes‹. Eigene, auf den Inhalt intentional gerichtete und mit ihm variierende Akte vermag Natorp nicht anzuerkennen.

Auch hier müssen wir ihm in wesentlichen Punkten widersprechen. So wenig wie beim reinen Ich vermögen wir bei der Beziehung des Ich zu seinen Inhalten die Unmöglichkeit einer ›Vergegenständlichung‹ anzuerkennen. Wir sehen auch hier nicht ein, was in aller Welt uns berechtigen könnte, von einer solchen Beziehung zu reden, wenn es prinzipiell und wesenhaft ausgeschlossen wäre, ein Bewußtsein von ihr zu gewinnen. In den speziell von Natorp behandelten Fällen ist die Art und Weise, in welcher das Ich seine Inhalte erfaßt, nicht nur sehr wohl zu erfassen, sondern sie stellt sich auch als je nach der Art der erfaßten Inhalte wesenhaft variierend heraus. Es gibt ein

Hören von Tönen und ein Sehen von Farben u. s. f., welche wir von den gehörten Tönen und gesehenen Farben selbst in aller Strenge unterscheiden müssen, um so mehr, als diese beiden Sphären sehr verschiedenartigen Gesetzlichkeiten unterstehen. Sehen und Hören sind sinnliche im Subjekt vollzogene Funktionen, denen eine intentionale Beziehung auf bestimmt geartete Objekte wesentlich ist. Als Tätigkeiten darf man sie freilich nicht bezeichnen. Wer in der Einstellung auf ein psychisches Tun, wie es etwa das Fassen eines Entschlusses darstellt, nach ihnen sucht, wird sie nicht finden können. Auch sind sie selbstverständlich von ihren Objekten nicht realiter abtrennbar. Jedes vollzogene Hören und Sehen richtet sich als solches auf Töne und Farben, während im Wesen der Töne und Farben es keineswegs gründet, nur als gesehene oder gehörte sein zu können. Man vergegenwärtige sich die Eigenart sinnlicher Funktionen etwa im Vergleich eines wahrnehmungs- oder vorstellungsmäßigen¹⁾ Sehens oder Hörens mit den Fällen, in denen wir ohne begleitende Anschauung, etwa in fortlaufender Rede von Farben und Tönen sprechen und sie dabei ›meinen‹, d. h. denkmäßig auf sie hinzielen. Hier haben wir keine sinnlichen Funktionen, sondern geistige Akte. Das Meinen von Tönen unterscheidet sich offenbar in sich selbst in keiner Weise von dem Meinen von Farben; während der wesenhafte Unterschied der Funktionen, in denen einmal Farben und dann Töne uns anschaulich erscheinen, der Unterschied also zwischen Sehen und Hören, sofort in die Augen springt und durch keinen Rekurs auf ›Begleitmomente‹ (wie es Natorp versucht) hinweggedeutet werden kann.

Vor allem muß Natorp gegenüber betont werden, daß das Dasein der im Ich vollzogenen Funktionen kein gleichzeitiges Bewußtsein des Ich von diesen Funktionen impliziert. Wohl ist — wie von allem Seienden — auch von ihnen ein Bewußtsein möglich, wenn auch selbstverständlich keine Rede davon sein kann, daß dieses Bewußtsein von sinnlichen Funktionen sich selbst als eine sinnliche Funktion darstellt²⁾. Es ist aber keineswegs so, daß wir stets, wenn sich sinnliche Funktionen in uns vollziehen, ihrer bewußt werden müssen, so daß, wenn wiederum dieses Bewußtsein ein auf es bezogenes Bewußtsein forderte, wir schließlich — wie Natorp meint — in einen unhaltbaren

1) Auch das Vorstellen stellt sich ja bei näherer Analyse als Modifikation bestimmter sinnlicher Funktionen, als ›inneres‹ Hören oder ›inneres‹ Sehen heraus.

2) Nur Töne werden gehört: dies Hören aber kann natürlich nicht gehört werden. wir können seiner nur in Bewußtseinsweisen ganz anderer Art inne werden. Gerade in der Erkenntnis solcher Wesenszusammenhänge muß es eindringlich werden, daß es sinnliche Funktionen gibt.

unendlichen Regreß verwickelt würden. Normaler Weise sehen und hören wir, ohne ein Bewußtsein von diesem Sehen und Hören zu haben. Es bedarf einer eigenen Umstellung, um die sinnlichen Funktionen zu erfassen; erst aus der Ungewohntheit dieser Umstellung wird es verständlich, daß das Dasein dieser Funktionen so oft übersehen oder gar geaugnet wird. Natorp hat gewiß recht, wenn er es ablehnt, beim normalen Sehen oder Hören und dgl. von dem Inhaltsbewußtsein noch ein Bewußtsein von diesem Bewußtsein zu unterscheiden. Aber es scheint uns, als ob er dabei seine Gegner mißversteht, die ja nicht ein solches Doppelbewußtsein behaupten, sondern nur geltend machen, daß von den Farben und Tönen selbst ihre Erfassung getrennt werden muß, und daß gemäß der Eigenart des Erfassten verschiedene Erfassungsarten, wie Sehen, Hören und dgl. zu scheiden sind. Natorp führt aus, daß das Hören des stärkeren Tones nicht zugleich auch ein stärkeres Hören ist. Gewiß nicht! Aber wer wird denn auch behaupten, daß die Eigenschaften des in der sinnlichen Funktion Erfassten in der sinnlichen Funktion selbst wiederkehren müßten. Dagegen wird auch Natorp einen Unterschied machen müssen zwischen dem undeutlichen Hören eines starken Tones und dem deutlichen Hören eines leisen. Deutlichkeit und Undeutlichkeit aber gehen sicherlich nicht den Ton selbst an — es gibt ja nicht ›deutliche‹ Töne, so wie es laute oder hohe oder tiefe Töne gibt. Sie haben überhaupt nicht ihre Stelle im ›Inhalt‹, sondern in eben den sinnlichen Funktionen, welche Natorp vergeblich wegzuleugnen sucht.

Die zweite Unterscheidung, welche Natorp bespricht, ist die von Inhalt und Gegenstand, oder, wie er vorzieht zu sagen, zwischen präsentativem und repräsentativem Bewußtsein. Ein nicht Gegenwärtiges (X) wird intendiert, indem es zugleich durch ein Anderes, Gegenwärtiges (A) repräsentiert wird. Natorp erkennt die Bedeutsamkeit dieser Scheidung an, aber er bekämpft ihre starre Verabsolutierung, die, wie er glaubt, zu dem falschen Dualismus zwischen Physischem und Psychischem führt. Im wirklichen Leben des Bewußtseins zeigt sich nach ihm dieser Unterschied durchaus fließend. ›Sobald ich einen Inhalt, den ich als präsent anspreche, mir zum Gegenstand mache, mich fragend und Antwort gebend auf ihn beziehe, nehme ich offenbar meinen Standpunkt gleichsam außer ihm; er ist also nun auf einmal nicht mehr mir präsent, mein unmittelbares Erlebnis, sondern mir gegenüberstehend. Ich beziehe mich auf ihn, d. h. er ist mir repräsentativ gegenwärtig‹. Es ist klar, daß ein derartig fließender Unterschied nicht in dem Sinne zur Begriffsbestimmung der Psychologie verwertet werden könnte, daß man den Inhalt im Gegensatz zum Gegenstand der Psychologie zur Bearbeitung zuwiese.

Aber es darf, wie uns scheint, nicht übersehen werden, daß der Gegensatz von Inhalt und Gegenstand in der modernen Psychologie und Philosophie einen sehr unterschiedlichen Sinn besitzt, wenn auch diese Verschiedenheiten bedauerlicher Weise oft übersehen werden.

Zunächst kann als Gegenstand gelten alles vom Subjekt Intendierte als solches im Gegensatz zum Inhalte, das heißt hier, zu allem was im Bewußtsein oder für das Bewußtsein da ist, ohne doch von ihm ›intendiert‹, in diesem neuen Sinne ›gemeint‹ zu sein. Gegenstand in diesem Sinne ist das Papier, das vor mir liegt, und auf das ich eben hinblicke, eine Situation, die ich gestern erlebte, und die ich mir jetzt erinnernd vergegenwärtige, das bevorstehende Ereignis, auf das ich mich eben freue, kurz alles, worauf das Subjekt den inneren Blick lenkt, worauf es ›abzielt‹. Inhalt dagegen ist der Aschenbecher auf dem Tisch, der in meinem Blickfeld erscheint, ohne daß ich doch ausdrücklich auf ihn hinblicke, die erinnernde Vergegenwärtigung des vergangenen Erlebens (auf die ich ja nicht hinblicke, wenn ich des Erlebens selbst gedenke), die freudige Erwartung, mit der mich der Gedanke an das bevorstehende Ereignis erfüllt (und die ich doch während des Erlebens selbst unbeachtet lasse). Zweifellos kann von einer Relativität dieses Unterschiedes insofern gesprochen werden, als jegliches in der Welt Gegenstand sein kann, und als insbesondere das, was eben noch bloßer Inhalt war, im nächsten Augenblick zum Zielpunkt des abzielenden Subjektes werden kann.

In dieser ersten Bedeutung ist es dem Inhalt nur wesentlich, ›da‹ zu sein; in der zweiten tritt das hinzu, was Natorp als repräsentierende Funktion bezeichnet. Auch dem naiven Menschen fällt es auf, daß das, was er meint, sich ihm anders darstellt — nicht nur als es ist, sondern auch, als er es meint. Wir sehen von weitem den Turm, aber eigentlich ist es nur ein blasser schmaler Streifen, der uns sichtbar ist; in ihm aber vermeinen wir den Turm selbst zu sehen. Wir kommen näher, und was uns im strengen Sinne sichtbar ist, modifiziert sich ständig, wird größer, farbiger, gewinnt Rundung und Gestalt — immer aber ist der von uns vermeinte Gegenstand derselbe und unveränderte Turm, wie vorhin. Nur seine ›Erscheinung‹ für uns — so sagen wir — hat sich geändert. Von dieser Gegenstandserscheinung läßt sich in gewissem Sinne sagen, daß sie uns den Gegenstand repräsentiert. Wo immer wir wahrnehmen, drängt sich uns dieser Unterschied auf. Auch der Aschenbecher, der da in nächster Nähe handgreiflich klar und deutlich vor mir steht, kommt doch nur zu einem Teile, und auch in diesem noch verschoben und abgeschattet zur Erscheinung. Es ist ein eigenes — sehr schwieriges — Problem, das Wesen der Gegenstandserscheinung aufzuklären.

Als eine Relation im üblichen Sinn, als eine Beziehung zwischen zwei abgetrennten Gegenständen dürfen wir sie ganz gewiß nicht auffassen. Allzu viel Verwirrung ist in der Philosophie dadurch verschuldet worden, daß man die Gegenstandserscheinung zu einem eigenen Gegenstande machte, den man dann dem Erscheinungsgegenstande wie ein selbständiges Etwas gegenüberstellte, welches zu ihm in der Beziehung der Gleichheit oder Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit stehen sollte. Die Folge war, daß man nun die zum Gegenstand verfälschte Gegenstandserscheinung zum Zielpunkte der Wahrnehmung machte, den erscheinenden Gegenstand eine abgesonderte Rolle irgendwo außerhalb des Bewußtseins spielen ließ und sich in die sinnlosesten Diskussionen darüber einließ, ob der Schluß von der wahrgenommenen Erscheinung auf den unwahrgenommenen Gegenstand berechtigt sei oder nicht, obwohl es doch in Wahrheit der Gegenstand selbst ist, der wahrgenommen wird und uns in bestimmter und wechselnder Weise erscheint, während diese Erscheinungsweisen uns zwar den Gegenstand ›darstellen‹, normaler Weise aber selbst nicht Zielpunkt des erfassenden Bewußtseins sind. In dem Augenblicke, da wir auf einen Gegenstand intentional gerichtet sind, haben wir ein Bewußtsein von ihm, nicht aber von seiner Erscheinungsweise als solcher, und noch weniger von dem Verhältnis, in dem diese Erscheinungsweise zu dem Erscheinenden selbst steht. Und ferner muß — Natorps Aufstellungen entgegen — betont werden, daß die intentionale Beziehung auf den Gegenstand, das Gerichtetsein auf ihn, ein Ichverhalten absolut eigener Art darstellt, das auf das schärfste von jeglichem Streben geschieden werden muß. Man bedenke nur, daß jedes Streben auf ›Befriedigung‹ hindrängt, daß es dem empirischen Subjekte sich aufdrängen kann, wider Willen gleichsam, daß es in ein positives Streben und Widerstreben zerfällt, was alles für das schlichte, in sich ruhende Gerichtetsein auf einen Gegenstand, das seinem Wesen nach von dem Ich ausgeht und niemals im Gegensatz zu ihm stehen kann, keinen Sinn besitzt.

An dritter Stelle nennen wir die Bedeutung von Gegenstand und Inhalt, die man wohl zumeist im Auge hat, wenn man hier einen schroffen und absoluten Gegensatz behauptet. Inhalt ist alles, was dem Ich als Funktion, Zuständlichkeit oder Akt zugehört, was als Erlebnis oder Erlebnisstück in den Fluß seines Erlebens einzugehen vermag, während als Gegenstand alles Ichfremde und dem Bewußtseinsfluß des Ich Transzendente in Anspruch zu nehmen ist. Inhalt also ist das Sehen und Hören des Subjektes, seine Empfindungen und sinnlichen Funktionen, Inhalt sind ferner seine Gefühle in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, sein Streben und Widerstreben, sein Meinen und Beachten, Wollen und Wünschen, Urteilen und Schließen, kurz

der ganze unübersehbare Reichtum dessen, was nur als von ihm und in ihm vollzogen existieren kann. Scharf davon ab hebt sich die Welt des Bewußtseinsstranzendenten, aus der uns hier besonders das Reich des Physischen interessiert, der ausgedehnten, materiellen, farbigen, tönenden, ruhenden, sich bewegenden Dinge, die ihrem Wesen nach niemals in den Strom des Erlebens als Stück dieses Stromes einzugehen vermögen. Man darf das nicht so mißverstehen, als ob nur dem ›bewußtseinsunabhängig Existierenden‹ oder als so existierend Angesetzten physische Natur zugesprochen werden sollte. Auch der halluzinierte Baum und die geträumte Bewegung sind als Baum und als Bewegung physischer Natur. So gewiß Existenz und Nichtexistenz die Beschaffenheit eines Etwas nicht betreffen, so gewiß kann ein Ding, das ich irgendwo im Raume zu erfassen glaube, nicht dadurch zu etwas Physischem werden, daß es in Wahrheit nicht realiter existiert.

Es ist wichtig, diesen dritten Begriff, nach welchem Inhalt das Psychische, das Bewußtseinsimmanente, im Gegensatz zum Außerpsychischen bedeutet, zu den beiden ersten Begriffen in Beziehung zu setzen. Wie alles in der Welt kann auch das Psychische ›Gegenstand‹ im ersten Sinne werden, insofern es in den Blickpunkt der Beachtung des Subjektes zu rücken vermag. Läuft es dagegen ab, ohne daß das Ich sich auf es richtet, so ist es gleichzeitig Inhalt im dritten und im ersten Sinne. Dagegen ist das Psychische niemals Inhalt im zweiten Sinne, so häufig auch hier Vermengungen zu beklagen sind. ›Erscheinung‹ ist ein Begriff, der sowohl zu dem Physischen als auch zu dem Psychischen in Gegensatz tritt. Es gibt Erscheinungen von Psychischem, wie es Erscheinungen von Physischem gibt, wenn erstere auch schwerer zu fassen und anders zu bewerten sind. Man denke etwa daran, wie Gefühle uns ›frei‹ erscheinen können, oder ›verdeckt‹ und ›hinter‹ anderen Erlebnissen, ohne daß es doch offenbar möglich ist, diese und analoge Unterschiede durch Annahme besonderer qualitativer Beschaffenheiten der Gefühle, etwa größerer oder geringerer Intensität oder Tiefe, zu treffen. Oder man denke etwa an die Unterschiede der Klarheit und Deutlichkeit der Gegebenheit, die man gewiß auch bei der Erfassung von Erlebnissen nicht wird wegleugnen wollen. Die häufigen Versuche, die Erscheinungsweisen physischer Gegenständlichkeiten als etwas Psychisches anzusehen, sind ein Fall der vorhin gerügten Vergegenständlichung der Erscheinung. Statt sich in die wesenhaften Verschiedenheiten zweier Objektbereiche zu versenken, verwechselt man die eine Objektwelt mit der Erscheinungsweise der anderen.

Kehren wir nun zu Natorp zurück. Die Flüssigkeit und Rela-

tivität des Gegensatzes von Inhalt und Gegenstand können wir nur für die erste der von uns bezeichneten Bedeutungen, nicht in demselben Sinne aber für die zweite und in gar keinem Sinn für die dritte zugestehen. Gerade diese letzte erscheint uns — im Gegensatz zu Natorp — als diejenige, welche die Psychologie abzugrenzen vermag. Der Inhalt im dritten Sinne, die Erlebnisse des Subjektes im Gegensatz zu allem dem Erlebnisflusse Transzendenten bilden das Objekt der Psychologie. Hier grenzt sich eine Sphäre absolut eigenartiger Gebilde ab. Im reinen Wesen der Wahrnehmung, des Vorstellens, des Urteilens, des Wollens u. s. f. gründen Gesetze, welche die Sphäre einer eigenen Wissenschaft, der rationalen Psychologie bestimmen. Und ferner lassen sich die allgemeinen Gesetze ermitteln, welchen die Erlebnisse in ihrem faktischen Verlaufe als Zuständlichkeiten und Akte empirischer Subjekte unterstehen. An diesen Zusammenhängen orientiert sich die empirische Psychologie, zu welcher sich die rationale nach Husserls treffendem Worte ungefähr so verhält, wie die Geometrie zur Naturwissenschaft. Nachdem Natorp das Eigensein gegenstandserfassender Funktionen bestritten hat und ferner den absoluten Gegensatz bewußtseinsimmanenten und -transzendenten Seins in einen relativen präsentativer und repräsentativer Momente des Bewußtseins umzudeuten versucht hat, hat er sich den Zugang zu der Eigenwelt des psychischen Seins versperrt, deren Anerkennung ihm übrigens auch seine allgemeinen philosophischen Anschauungen, die für seine ganze Grundlegung der Psychologie leitend sind, verbieten müssen. Wie weit seine Einwände, die gegen eine objektivierende Psychologie gerichtet sind, sie wirklich treffen, wird noch zu erwägen sein. Zunächst drängt sich eine andere Erwägung auf: wenn Natorp das Eigensein des Psychischen und die sich an ihm orientierende Wissenschaft bestreitet, was bleibt dann für ihn als Objekt und Methode der Psychologie übrig? Denn die Grundlegung einer Psychologie will er ja trotz aller Polemik gegen die bisherige objektivierende Psychologie liefern.

Wir wissen, daß Natorp nichts weiter anerkennt, als den Inhalt im weitesten Sinn alles dessen, was dem reinen Ich bewußt werden kann, und ferner das ›Einem-bewußt-sein‹, welches letzteres aber als Problemgrund der Psychologie nicht selbst zu ihren Problemen gehört. So bleibt als Problem der Psychologie der gesamte Inhalt, sofern er bewußt ist. Wie aber haben wir das zu verstehen?

Auf jeder Stufe der Erkenntnis besteht, wie Natorp ausführt, das Gegenverhältnis zwischen Subjektivem und Objektivem. ›Objekt‹ ist für die jeweils erreichte Stufe, was in den Bewußtseinsbereich einbezogen zu werden im Begriff steht, gegenüber dem, was

darin bereits einbezogen ist. Objektiv ist die allemal erst zu erreichende höhere Stufe im Vergleich mit jeder niederen, subjektiv die allemal niederere im Vergleich zur höheren. Zur Erläuterung ziehen wir ein Beispiel Natorps heran: Für eine niedere Erkenntnisstufe ist das gesehene Rot Objekt. Auf einer höheren erklären wir es für bloß subjektiv, wir erkennen, daß in dem Qualitätsausdruck Rot eine strenge, haltbare Einheit und Identität, also ein Objekt im strengen Sinne nicht erreicht war. Eine haltbarere, also wenigstens vergleichsweise objektivere Bestimmung wird etwa in der physikalischen Auffassung desselben Objektes, z. B. als eine bestimmte Geschwindigkeit von Lichtschwingungen erreicht. Nun mag für eine vertiefte Erkenntnis sich auch dieser Ansatz als ungenau, abschlußlos herausstellen. Es wird dann damit wiederum eine vergleichsweise objektive Bestimmung gefordert, gegenüber der die vorher für objektiv genommene nun wiederum eine vergleichsweise subjektive Ansicht darstellt u. s. f. Alles Bewußtsein, auf welcher Stufe auch immer, kann als subjektiv und zugleich als objektiv angesehen werden. Die Objektivität, die auch den letzten Rest von Subjektivität ausgeschlossen hat, und die Subjektivität, welche keinen Grad von Objektivität mehr einschließt, sind ideale, d. h. nie erreichte Grenzen.

Die ursprüngliche Richtung der Erkenntnis ist die auf den Gegenstand hin, ist auf das Objekt gerichtet. Die subjektive Stufe ist gleichsam nur da, um überschritten zu werden. Nachdem es zum Ausgang für die vergleichsweise objektive Erkenntnis einmal gedient hat, wird das Subjektive beiseite gestellt, es hat seinen Dienst getan. Wohl aber bleibt — und das ist für Natorp von größter Bedeutsamkeit — jederzeit der Rückgang zu ihm möglich und gefordert. Es kann und muß jederzeit die Frage gestellt werden nach dem jeweils Subjektiven, von dem aus und aus dem das jeweils Objektive erkannt worden ist.

Diese Frage kann zunächst im Interesse der objektiven Erkenntnis selbst erhoben werden — etwa wenn es gilt, den Rückgang auf den sicheren Ausgangspunkt zur Nachprüfung und eventuellen Berichtigung zu nehmen. Aber mehr noch. Es besteht ein hohes Eigeninteresse daran, daß von dem in der objektivierenden Richtung des Erkennens Ueberschrittenen nichts verloren geht, daß das, was als ›Subjektives‹ auf Seite gestellt wurde, wieder aufgenommen, bewahrt und mit dem in der Objektivierung neu Gewonnenen in Verbindung gesetzt, daß also der Gesamtgehalt des Bewußtseins nicht verkürzt, sondern vermehrt und bereichert wird.

Hier nun orientiert sich die Aufgabe der Psychologie, so wie Natorp sie verstanden wissen will. Den starren Dualismus zwischen

Psychischem und Physischem erkennt er, wie wir wissen, nicht an. Er löst sich für ihn auf in den ›lebendigen Prozeß‹ der Objektivierung einerseits, der Subjektivierung andererseits, in welchem es weder ein Objektives noch ein Subjektives schlechtweg, sondern immer nur ein vergleichsweise Objektives und Subjektives gibt. Aufgabe der Psychologie ist die Darstellung der Subjektivität als solcher. Subjektivierung aber ist Umkehrung des Objektivierungsprozesses. Das Subjektive oder Psychische besteht selbst als Problem nur im Gegensatz zum Objektiven als dem Gesetzlichen irgend welcher Art und Richtung. So setzt die Aufgabe der Psychologie die der Gesetzeserkenntnis schon als gelöst voraus. Ihr idealer Zweck ist die Darstellung des ›Vollgehaltes des Bewußtseins‹.

Der Eigenart des von Natorp gestellten Problems muß auch die Lösungsmethode gerecht werden. Vor allem ist nun klar geworden, warum das Verfahren der Psychologie kein objektivierendes sein darf, hat sich doch ihr Vorgehen als direkte Umkehrung der Objektivierung — das heißt für Natorp der Reduktion auf Gesetze des zeitbestimmten Seins oder Sollens — herausgestellt. Hier erhebt Natorp den Psychologen gegenüber noch einmal den generellen Vorwurf, daß sie alle — auch die wenigen, die neuerdings bestrebt sind, das Subjektive als solches in seiner Eigenart zu fassen — methodisches Bewußtsein und Konsequenz vermissen lassen. Wie könnten sie sonst versuchen, das von ihnen Gesuchte und Ermittelte auf allgemeine Gesetze und zwar Ursachgesetze zu reduzieren. Indem sie so wieder in Objektivierung verfallen, müssen sie mit den echten Objektwissenschaften in Streitigkeiten verfallen; die eigentümliche Aufgabe der Psychologie, das Subjektive des Bewußtseins abseits aller Objektivierung zur Erkenntnis zu bringen, ist damit durchaus verkannt, das Resultat einer Psychologie solchen Stiles sind Naturgesetze fragwürdigster Art. Aber noch mehr. Nicht nur vollzieht die übliche Psychologie an ihrem Befund Objektivierungen, sondern es bestehen schon die ersten Daten, mit denen sie arbeitet, in Objektivierungen irgend welcher Art und Stufe. Der Psychologe befragt z. B. Subjekte, läßt sie reden, aber schon der sprachliche Ausdruck ist Urteil, Objektivation. Sie muß den Weg der Verallgemeinerung beschreiten und sich damit vom unmittelbar Erlebten, das stets individuell und konkret bestimmt ist, mehr oder minder entfernen. Ueberall stoßen wir auf den verhängnisvollen Irrtum, daß man glaubt, das Subjektive zu erreichen, indem man tatsächlich nur von irgend einer gegebenen auf die nächstniedere Stufe der Objektivierung zurücktritt.

Die beliebte Scheidung von Physischem und Psychischem ist nach Natorp aufzuheben, weil es nicht zweierlei ›Erscheinungen‹ in der

Bedeutung von in der Erfahrung sich darstellenden Tatsachen oder Vorgängen in der Zeit, weil es nicht Erscheinungen des Bewußtseins und Erscheinungen der äußeren Natur gibt. Vielmehr ist alles, was als ein Geschehen in der Zeit in Erfahrung kommt und überhaupt in Erfahrung kommen kann, einerseits, sofern eben es in Erfahrung kommt, notwendig Inhalt für ein Bewußtsein, und insofern psychisch; andererseits als Darstellung des Gegenstandes einzuordnen in den einheitlichen und einzigen Zusammenhang des objektiven Geschehens, welches ›Natur‹ heißt, und insofern physisch. Zudem ist zu beachten, daß das Subjektive sich nicht nur in der Natur objektiviert, sondern ebensowohl in der Geschichte, nicht allein im zeitbestimmten Sein, sondern auch im überzeitlichen Sein des Sollens. Diese neue Richtung der Objektivierung — und ebenso noch die Objektivierungen der Kunstgestaltung und etwa noch der Religion — weisen auf neue Seiten der Subjektivität hin und damit auf neue Aufgaben der Psychologie, so wie Natorp sie versteht. Schließlich darf diese Psychologie auch nicht bei einer letzten beziehungslosen Mehrheit von Subjektivitäten stehen bleiben, sondern es wird hier Mehrheit in einem letzten Einheitsbezug sich zusammenschließen müssen, durch den dann erst die ganze und reine Subjektivität zur Darstellung gebracht sein wird.

Es ist einleuchtend, daß man vom Standpunkte Natorps, der die Psychologie als eigene Gesetzeswissenschaft von Grund aus verwirft, auch die Beschränkung auf eine bloß beschreibende und nicht gesetzgebende Psychologie nicht anerkennen darf. Es ist nach ihm ein Irrtum, wenn man glaubt, die Idee einer reinen, allein die Bewußtseinstatsachen feststellenden Phänomenologie als einer eigentümlichen, nicht objektivierenden Disziplin aufstellen zu können. Es sollen doch Tatsachen sein, die man beschreibt. Die Behauptung der Tatsächlichkeit schließt aber den Anspruch objektiver Gültigkeit in sich. Ferner ist aber auch die Beschreibung einer Tatsache, insofern sie notwendig allgemein ist und generalisiert, Objektivierung, nicht weniger als die Subsumption unter ein Gesetz. Tatsachen und Gesetzeserkenntnis dürfen überhaupt nicht auseinandergerissen und verschiedenen Wissenschaften zugewiesen werden, insofern nur auf Grund von Gesetzen entscheidbar ist, was Tatsache ist. Was als Tatsache oder als Gesetz mit dem Anspruch objektiver Gültigkeit behauptet wird, gehört der objektivierenden Erkenntnis an, innerhalb welcher für eine Erkenntnis des Subjektiven als solchen nun einmal kein Raum ist.

Ist es aber so, ist es insbesondere so, daß Beschreibung Entfernung von dem Unmittelbaren des Erlebnisses bedeutet, daß sie ›Stillstellung des Stromes des Erlebens ist, Ertötung des Bewußtseins, welches in seiner Unmittelbarkeit und Konkretheit ewig flutendes

Leben und niemals Stillstand ist«, so stehen wir vor einem neuen Problem. Die Psychologie sucht das Subjektive des Bewußtseins diesseits aller Objektivierung zu fassen, wie aber soll es sich fassen lassen, ohne daß es eben dadurch bestimmt, also objektiviert würde? Natorp erwidert, daß sich dem letzten Subjektiven des Bewußtseins allerdings nicht unmittelbar beikommen läßt. Eben weil die ›Reflexion‹ auf das unmittelbar Erlebte notwendig eine analysierende Wirkung ausübt, müssen wir diese Wirkung gleichsam wieder unschädlich machen. Dies ist in gewisser Weise möglich. Gerade nachdem durch die Analyse die Einzelbestandteile der Komplexion herausgestellt sind, läßt sich die Komplexion selbst, so wie sie vor der Analyse gegeben war, nunmehr ihrem Inhalt nach mehr oder weniger adäquat bestimmen. Hier ergibt sich als die durchaus eigenartige, von dem Vorgehen aller objektivierenden Wissenschaften grundverschiedene Methode der psychologischen Forschung die ›Rekonstruktion‹ des Unmittelbaren aus dem, was daraus gestaltet worden; aus den Objektivierungen, wie sie die Wissenschaft und vor aller Wissenschaft die alltägliche Vorstellungsweise der Dinge vollzieht. Eine solche Rekonstruktion wird um so besser gelingen, je klarer die einzelnen Stufen der objektivierenden Erkenntnis vor Augen liegen. Darum hat die Psychologie ihre bestimmteste Aufgabe und gesichertste Basis für ihre Leistung in den eigentlichsten, reinsten, bewußtesten Objektivierungen, denen der Wissenschaft. Daneben hat sie anzuknüpfen an die Objektivierungen ethischer, ästhetischer, religiöser Art, und schließlich stellt sich auch der Objektivierungsprozeß selbst in seinen verschiedenen Arten und Richtungen als ein Problem der rekonstruktiven Psychologie dar, insofern ja auch er sich im Bewußtsein als Bewußtsein vollzieht.

Dies in großen Zügen die Auffassung Natorps, die wir nach Möglichkeit mit seinen eigenen Worten wiedergegeben haben. Sie ist ganz und gar auf der Grundlage seiner allgemeinen philosophischen Ueberzeugungen gegründet und kann erst von ihnen aus voll verständlich werden. Zu einer Auseinandersetzung mit den philosophischen Anschauungen des Marburger Neukantianismus ist hier nicht der Ort. Aber schließlich wird auch derjenige, der in wesentlichen Punkten von ihnen abweicht, den Zugang zu den Problemen finden müssen, die Natorp im Auge hat. Zunächst müssen wir freilich betonen, daß durch diese Probleme — wie immer man sie auffassen und ausdeuten mag — das, was man bisher Psychologie genannt hat, nicht ausgeschaltet ist. Wenn sich uns, wie wir angedeutet haben, in dem Gebiet des Bewußtseinsimmanenten ein Bereich eigener Gebilde entgegenstellt, so gestattet und fordert dieser Bereich eine eigene

wissenschaftliche Bearbeitung. Daß diese Bearbeitung unter blinder Anwendung naturwissenschaftlicher Begriffe und unter sklavischer Nachahmung naturwissenschaftlicher Methoden geschieht, müssen auch wir bekämpfen. Jeder Gegenstandsbereich fordert seiner Natur nach eine eigene wissenschaftliche Methode, und es ist im höchsten Maße unwissenschaftlich, ihm eine fremde aufzwingen zu wollen, so wissenschaftlich sich auch ein solches Verfahren fühlen und gebärden mag. So dürfen Erlebniszusammenhänge gewiß nicht unter die Kategorie der Kausalität gestellt werden. Die Art, wie etwa Vorstellungen auf einander ›hinweisen‹ und sich ›auslösen‹, oder die Art, wie aus bestimmten Quellen und Motiven ein Aktvollzug, ein Willensentschluß etwa, ›entspringt‹, hat mit den kausalen Beziehungen der physischen Natur wenig genug zu tun. Gesetzgebend aber, oder vielmehr gesetz-erkennend ist auch die Psychologie. Ihre Geschehnisse vollziehen sich ferner in der einen objektiven Zeit. Daß sie auch den objektiven Raum implizieren, können wir Natorp nicht zugestehen. Wohl sind Farben, Töne, Gerüche, auch sinnliche Annehmlichkeit und dgl. räumlich lokalisiert. Bei ihnen aber haben wir es nicht — diese Ansicht wird sich immer mehr Bahn brechen — mit Erlebnissen des Ich zu tun. Was diese Erlebnisse, etwa ein Akt des Vergebens oder ein Gefühl der Sehnsucht, mit Räumlichkeit zu tun haben sollen, ist nicht einzusehen.

Da Natorp den Eigenbestand psychischer Gebilde nicht anerkennt, so müssen die Probleme, die er entwickelt, außerhalb dessen liegen, was man bisher als Psychologie bezeichnet hat. Hier sehen wir zunächst die Aufgabe, das Verhältnis von Gegenstand und Gegenstandserscheinung aufzuklären, nicht nur im allgemeinen, sondern auch mit Bezug auf die verschiedenen Gegenstandsarten und die verschiedene Art, wie eine und dieselbe Gegenständlichkeit sich uns darstellen kann. Man denke etwa an die Fülle von Fragen, die allein infolge der Verschiedenheit der Art, wie uns Bewegung zur Erscheinung kommen kann, teils schon aufgeworfen sind, teils noch der Bearbeitung harren. Auch hier ist es, wie überall, von großer Wichtigkeit, die Wesenszusammenhänge von den empirischen zu sondern. Durch die Beschaffenheit wahrgenommener Gegenstände und durch die räumliche Stellung des Subjektes zu ihnen sind gewisse Erscheinungen wesensgesetzlich gefordert, während andere in sich selbst uneinsichtig sind und ihre Erklärung etwa in der empirischen Organisation des wahrnehmenden Subjektes finden. Bisher sind vor allem die Probleme der empirischen Erscheinungslehre bearbeitet worden, zumeist unter dem Titel der Psychologie. Wir stimmen Natorp zu, wenn er sie aus dieser Domäne verweist. Die auf physische Gegenständlichkeiten be-

zügliche Erscheinungslehre kann umso weniger zur Psychologie gerechnet werden, als es ja auch eine Erscheinungslehre für das Psychische gibt. Man denke nur an die Erforschung der Art, wie dem Psychopathen die eigenen Erlebnisse — ganz abgesehen von der Frage nach der Erlebnisbeschaffenheit — zur Erscheinung kommen.

Gehen wir nun einen Schritt weiter. Man bezeichnet auch Farben und Töne als Erscheinungen, etwa von Schwingungen bestimmter Art. Es ist leicht einzusehen, daß hier ein fundamental neuer Begriff von Erscheinung hineinspielt. Die Farbe kann sich zu Schwingungen unmöglich so verhalten, wie die echte Farberscheinung zur Farbe. Umso dringender erhebt sich die Frage, wie das Verhältnis hier positiv zu fassen ist, allgemeiner, welches Verhältnis überhaupt besteht zwischen dem sich uns in mannigfachen Arten anbietenden sinnlichen Gegenständlichen und dem Gegenständlichen, welches, wie man sagt, die Naturwissenschaft ihm ›supponiert‹. Dem Naturwissenschaftler kann es genügen, die Ausschaltung vorzunehmen, ohne sich über den letzten Sinn dieser Ausschaltung Klarheit zu verschaffen. Die Philosophie hat mitunter sehr zu Unrecht geglaubt, dieses Verfahren ihrerseits nachahmen zu dürfen, indem sie die sinnlichen Qualitäten wie ein Nichts behandelte oder für ›Schein‹ erklärte, und sich dabei auf die Naturwissenschaft berief, statt ihr Aufklärung zu verschaffen. Oder sie hat jene Qualitäten für ›Erlebnisse‹ erklärt, als ob etwas, das seiner Natur nach nicht Erlebnis ist und es nicht sein kann, es dadurch werden könnte, daß es von der Naturwissenschaft in bestimmter Weise ausgeschaltet wird. Hier erwachsen die tief reichenden Fragen nach der Struktur der Natur, nach den allgemeinen, wesensmäßig zu fassenden Verhältnissen, in denen die Stufen des natürlichen Seins zu einander stehen können; erst ihre Beantwortung kann den letzten Sinn der Seinsansetzungen und Seinsausschaltungen der Naturwissenschaft verständlich machen. Nicht um naturwissenschaftliche ›Objektivierungen‹ handelt es sich natürlich, sondern um die Aufgabe, den Sinn und die Möglichkeit solcher Objektivierungen zu verstehen.

Natorp redet von Objektivierungen im Sinne von Setzungen und Erzeugungen des Bewußtseins. Er bestreitet — seinen philosophischen Grundanschauungen zufolge —, daß dem erkennenden Bewußtsein ein zu erfassendes ›An sich‹ gegenüberstände, während doch, wie uns scheint — hier aber nicht näher ausgeführt werden kann — es im Wesen des Erkennens als solchen liegt, eben nicht Schöpfung oder Erzeugung zu sein, sondern Entdeckung und Erschauung eines Seienden. Indem Natorp Erkenntnis als Bewußtseinsetzung auffaßt (oder genauer gesagt, die Möglichkeit echter Erkenntnis leugnet, da doch Erkenntnis ihrem Wesen nach ebenso wenig Setzung sein kann,

wie etwa die Wahrnehmung sich auf nicht Selbsterscheinendes beziehen könnte), gelangt er zu einer Stufenfolge in der setzenden Erkenntnis, in der jedes Glied subjektiv ist, insofern es überschritten wird durch ein anderes, und objektiv, insofern es sich einem vorherliegenden gegenüber als Ueberschreitung darstellt. So wird in der Ansetzung bestimmter Schwingungsarten über die Farben hinausgegangen, wie es dann weiter möglich ist, über die Ansetzung der Schwingungen hinauszugehen. Die Unhaltbarkeit einer solchen Anschauung drängt sich auf das lebhafteste auf. Werden irgend welche Realitäten hypothetisch angesetzt, so stellen sie eine mehr oder weniger gut fundierte Annahme dar, die sicherlich jederzeit durch eine bessere ersetzt werden kann. Unmöglich aber kann man sagen, daß solche neue Ansetzungen sich zu den ursprünglichen, etwa der bestimmter Schwingungen, ebenso verhalten, wie die Schwingungen zu den Farben. Farben sind doch wahrlich keine Annahmen, die als solche jederzeit durch andere ersetzt werden könnten. Abermals erweist sich Natorps Bild einer ewig gleichen Stufenfolge von Setzungen als nicht haltbar.

Auch bei einer dritten Problemreihe, welche Natorps Entwurf einer neuen Psychologie zu enthalten scheint, macht sich, wie ich glaube, seine Erkenntnisauffassung verhängnisvoll geltend. Mit Recht weist Natorp darauf hin, daß die sinnliche Wahrnehmungswelt, welche — wie viele ihrer Bestandteile auch von der Wissenschaft ausgeschaltet werden mögen — doch stets als Ausgangspunkt und Kontrolle aller wissenschaftlichen Ansetzungen dienen muß, sich selbst noch als mannigfach gegliedert und geformt darstellt. Man denke nur an die Art und Weise, wie wir das Wahrgenommene als Ding oder Vorgang oder Zustand auffassen und in dieser Auffassung in ziemlich weiten Grenzen frei vorgehen können. Auch hier ist es Aufgabe, das Wesen dieser Formungen und Gliederungen und ihr Verhältnis zu dem ungeformten ›Stoff‹ des Wahrgenommenen aufzuklären. Diese Probleme bestehen in paralleler Weise auch in der Sphäre dessen, was wir hier psychisch nennen, der Bewußtseinserlebnisse als solcher. Auch hier arbeiten wir ja mit allgemeinen Formen, wie ›Zuständigkeit‹ des Ich, ›Vorgang‹ im Ich u. s. f., und mit speziellen Einheiten, wie Stimmung, Affekt, Handlung und dgl., deren Verhältnis zu dem ungeformten Strom des Bewußtseins klarzustellen ist. Gerade hier sind die Schwierigkeiten besonders lebhaft empfunden worden — die uns zur Verfügung stehenden meist praktisch orientierten Begriffe versagen, und es bedarf einer neuen sehr ungewohnten Einstellung, um hier zu einer reinen und unverfälschten Erfassung zu gelangen. Auch Natorp stößt, sofern er ausgeht auf das ›Unmittelbare des

Bewußtseins« — wenn auch ganz anders orientiert — auf diese Problemschicht. Was aber für den, welcher die Erkenntnis als Erfassung und Erschauung anerkennt, nur gewisse, durch phänomenologische Wesensintuition zu überwindende, Schwierigkeiten bietet, muß für ihn, der das Erkennen in ein Bestimmen umdeutet, zur Unmöglichkeit werden. Er selbst stellt die Paradoxie seines Unternehmens ja in aller Klarheit heraus. »Wie könnte man das in sich durchaus Bestimmungslose fassen, ohne es eben damit zu bestimmen — also zu objektivieren?« Die Antwort, die Natorp auf diese Frage gibt, ist höchst unbefriedigend. An diesem entscheidenden Punkt offenbart sich eine Schwäche seiner Position, die gegenüber der — bei aller Anfechtbarkeit — so imponierenden Geschlossenheit des Werkes besonders auffallen muß. Wie ist eigentlich die Methode der »Rekonstruktion« aufzufassen, durch die eine Ermittlung des Unmittelbaren »in gewisser Weise« möglich sein soll? Der Ansatzpunkt soll an dem irgendwie schon Objektivierten gewonnen werden, und die Objektivierung soll dann rückgängig gemacht werden. Aber wie ist diese Rückgängigmachung zu denken, wenn eine direkte Erschauung des Unmittelbaren unmöglich ist? Natorp spricht an einer Stelle von einem »Rückschluß«. Aber — wenn wir diesen erstaunlichen Ausdruck wirklich beim Worte nehmen dürfen — welches sind die Zusammenhänge, auf denen dieser Schluß sich gründet? Und ferner: ist das durch Rekonstruktion Erkannte nicht auch ein Erkanntes und damit für Natorp ein Bestimmtes? Gebraucht er doch selbst die Wendung, daß es durch Rekonstruktion möglich sei, das Ursprüngliche »mehr oder weniger klar zu bestimmen«. Und doch soll es das »in sich durchaus Bestimmungslose« sein. Erst die kommenden Bücher der »Allgemeinen Psychologie« werden uns Klarheit darüber geben können, wie Natorp diese Schwierigkeiten überwindet.

In dem vorliegenden Bande sollte nur Objekt und Methode der Psychologie herausgearbeitet, gleichsam eine Grundlegung zur Grundlegung der Psychologie gegeben werden. Die später folgende Grundlegung selbst soll sich in zwei Dimensionen erstrecken — sie soll einerseits als »Allgemeine Phänomenologie« des Bewußtseins dessen Bestand überhaupt, seiner Art nach in systematischem Aufbau entwickeln. Andererseits soll sie für die »Stufenfolge der Erlebniszusammenhänge« das logische Grundgerüst liefern. Die eine wird die ontische, die andere die genetische Seite der psychologischen Aufgabe betreffen.

Göttingen

A. Reinach